

Wie Dialoge gelingen

Kirche in Zeiten der Veränderung

Herausgegeben von Stefan Kopp

Band 17

Wie Dialoge gelingen

Gesprächsfähigkeit und epistemische Verantwortung

Herausgegeben von Andreas Koritensky,
Margit Wasmaier-Sailer und Veronika Weidner





© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2023

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: Elanders GmbH, Waiblingen

ISBN 978-3-451-39637-3

Inhalt

Einführung	7
----------------------	---

Historische Paradigmen des Dialogs

Sokrates in den platonischen Dialogen – Warum „Sokratischer Dialog“ kein Vorbild für moderne Dialogkultur ist	21
---	----

Maria Schwartz

Was man bei Thomas von Aquin über Dialogführung lernen kann	
---	--

Ein Blick auf Quodlibet IV, 9, 3	39
--	----

Bruno Niederbacher SJ

Leibniz und der ökumenische Dialog	58
--	----

Xaver Maria Propach OP

John Rawls’ Beitrag zu einer Ethik der Diskursführung	80
---	----

Matthias Hoesch

Systematische Aspekte des Dialogs

Gelingende Verständigung und epistemische Verantwortung zwischen Vorurteilen, Repräsentation und Silencing	
--	--

Versuch einer kritischen Relektüre der Diskursethik	105
---	-----

Anne Weber

Dialog als Praxis der Erkenntnisgewinnung bei der Beantwortung der Sinnfrage	
--	--

Andreas Koritensky	129
--------------------	-----

Dialogkultur im Licht der Virtue Epistemology –	
---	--

Virtue Epistemology im Licht von Dialogkultur	151
---	-----

Margit Wasmaier-Sailer

Voller Vorurteile Eine tugendinspirierte Umgangsweise	173
Veronika Weidner	
Der Dialog im Buch Hiob Perspektiven für einen gelingenden religiösen Dialog	201
Katherine Dormandy	
Orte des Dialogs in der Gegenwart	
Konstruktiv streiten in der digitalen Öffentlichkeit	251
David Lanius	
Der ökumenische Dialog zwischen Wahrheitserkenntnis und wechselseitigem Verstehen	269
Elisabeth Maikranz	
Gutes Gespräch Die Relevanz epistemischer Tugenden für gelingende interreligiöse Dialoge	289
Aaron Langenfeld	
Autorinnen und Autoren	304

Einführung

Eine Gesellschaft, in der das Bewusstsein für Individualität und Pluralität wächst, ist auf ein Forum angewiesen, auf dem alle zusammenkommen können. Dieses Forum ist heute möglicherweise nicht mehr das Konzept einer weltumgreifenden Vernunft, sondern der Dialog.

Trotz einer großen Wertschätzung für den Dialog erleben wir oft das Misslingen solcher öffentlicher Gesprächssituationen:

- Konflikte in sozialen Medien, in denen die Beteiligten vor allem ihre emotionalen Befindlichkeiten und Ressentiments austauschen;
- akademische Diskurse, in denen sich die Opponent(inn)en von der anderen Seite in ihrem Denken ausgegrenzt und grundsätzlich delegitimiert fühlen;
- kirchenpolitische Debatten, bei denen es immer schwerer wird, die Gegenseite zu verstehen.

Das Führen eines Dialogs gehört zu den anspruchsvolleren Formen menschlicher Kommunikation. An Dialoge knüpfen sich daher oft hohe Erwartungen, während gleichzeitig das Gelingen eines solchen Kommunikationsprozesses keine Selbstverständlichkeit ist. Es ist zudem zu beachten, dass Dialoge sehr vielgestaltig sein können. Zuweilen sehen sie auch dialogisch verkleideten Monologen täuschend ähnlich, in denen

„Menschen auf wunderlich verschlungenen Umwegen jeder mit sich selber reden [...]. Eine Debatte, in der man seine Gedanken nicht so äußert, wie man sie vordem im Sinn hatte, sondern sie im Reden so zuspitzt, wie sie am empfindlichsten treffen können, und zwar, ohne sich die Menschen, zu denen man redet, irgend als Personen gegenwärtig zu halten; eine Konversation, die weder von dem Bedürfnis, etwas mitzuteilen, noch von dem, etwas zu erfahren, noch von dem, auf jemand einzuwirken, noch von dem, mit jemand in Verbindung zu kommen, bestimmt ist, sondern allein von dem Wunsch, das eigene Selbstgefühl durch das Ablesen des gemachten Eindrucks bestätigt oder ein ins Wanken

geratenes gefestigt zu bekommen; eine freundschaftliche Unterhaltung, in der jeder sich als absolut und legitim und den andern als relativiert und fragwürdig ansieht [...] – welch eine Unterwelt antlitzloser Dialoggespenster!“¹

Was einen echten Dialog zu einem ambitionierten Projekt macht, lässt sich aus zwei gegensätzlichen sprachphilosophischen Perspektiven gut veranschaulichen: Besonders die Neuzeit hat die Idee vom epistemisch autonomen Individuum stark gemacht, das die Welt dank seiner geistigen Kräfte selbstständig denkerisch erschließen und sprachlich abbilden kann. Wird die Objektivität der Urteile der Einzelnen wie bei Kant am Maßstab einer allen gemeinsamen Vernunft festgemacht, gibt es jenseits der Selbstvergewisserung wenig Gründe, die einen echten Dialog motivieren könnten. Betrachtet man die Urteilsfähigkeit der Einzelnen stärker aus einer von der Romantik inspirierten Perspektive als Ausdruck einer individuellen Person (oder einer Kultur mit ihrer Sprache), wird ein Dialog zur Begegnung mit einer geistigen Welt, die in ihrer Andersartigkeit faszinieren kann und den Wunsch nach einem Verstehen auslöst. Dieses Verstehen zielt dabei nicht einfach auf die Einordnung des Anderen in das eigene Weltbild, sondern will sich auf die andersgeartete Welt des Gegenübers einlassen. Eine solche vom Wunsch nach Verstehen motivierte Annäherung an ein Gegenüber bleibt immer unabgeschlossen, da jedes Individuum eine unerschöpfliche und zugleich wandelbare Eigenwelt bleibt und die Angleichung nicht das Ziel des Prozesses ist. Viele Vorstellungen vom Sinn des interkulturellen oder interreligiösen Dialogs scheinen diesem Ideal verpflichtet zu sein. Auch wenn solche Dialoge nie zu einem Ende geführt werden können und auch nicht auf Übereinstimmung zielen, sind sie doch alles andere als sinnlos. Das Verständnis, auf das sie zielen, kann eine Haltung des Respekts und der Faszination angesichts des Anderen hervorrufen, die ein gedeihliches Zusammenleben in einer pluralen Welt befördern. Was einen solchen Dialog ambitioniert macht, ist die Spannung zwischen der starken Hervorhebung der Autonomie des Individuums und der Notwendigkeit für dieses Individuum, sich im Dialog selbst zurücknehmen zu müssen, um dem Gegenüber Raum zu las-

¹ M. Buber, Zwiesprache, in: ders., Schriften über das dialogische Prinzip, Bd. 4, Gütersloh 2019, 130–131.

sen, statt sich selbst zum Maßstab für die Einordnung des Anderen zu machen. Ein solcher Dialog impliziert daher starke ethische Motive wie die Grundhaltung, dem Individuellen des Gegenübers gerecht werden zu wollen. Dazu kommt ein hohes Maß an kritischer Selbstreflexion, das eigene Vorurteilsstrukturen identifiziert, und an Fähigkeiten wie Empathie und sozialer Kompetenz. Ohne eine Korrelation mit diesen Fähigkeiten wird das Ideal der epistemischen Autonomie zur selbstgewählten Einzelhaft für das Subjekt.

Wenn wir nun die sprachphilosophische Perspektive wechseln und den Menschen nicht primär als autonomes Individuum, sondern immer schon als Teil einer kommunikativen Gemeinschaft betrachten, verändert sich auch das Bild vom Dialog und seinen Herausforderungen. Wittgenstein beginnt seine *Philosophischen Untersuchungen* mit sehr einfachen kommunikativen Vollzügen wie dem Mitteilen und dem Befehlen, die auch nur sehr einfache soziale Strukturen und Praktiken voraussetzen. Dialoge dagegen sind nur in komplexeren sozialen Bezügen möglich. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie sogar bewusst entwickelte Formen der Kommunikation sind, die dem Zweck dienen, bestimmte gemeinsame Aufgaben zu bewältigen. Dazu gehört auch das Ideal einer akademischen Debattenkultur, in der gemeinsam eine komplexe theoretische Fragestellung entwickelt und um Lösungen gerungen wird. Wenn solche Dialoge als auf die Suche nach Wahrheit ausgerichtet verstanden werden, haben sie einen natürlichen Endpunkt. Dennoch scheint der Wille zur Wahrheit alleine noch nicht ausreichend, um einen solchen akademischen Dialog gelingen zu lassen. Bereits die mittelalterliche Scholastik hat ihre Dialogstrukturen daher mit einer umfassenden Diskursethik abgesichert.

Wie die großen philosophischen und theologischen Debatten zeigen, kann es dabei auch um mehr gehen als um die Beantwortung theoretischer Fragen: In ihnen bemüht sich eine Gemeinschaft, sich auf ein gemeinsames Weltbild zu verständigen, das zugleich die Voraussetzung für eine gemeinsame Lebensführung ist. Dies verweist uns auf einen zweiten Ort des Dialogs als soziales Phänomen, das Treffen von Entscheidungen für kooperative Handlungen. Die demokratische Beratung wird daher zu einem frühen Grundmodell für dieses Ideal des Dialogs, das deutliche Spuren in der Philosophie hinterlassen hat. Solche Dialoge scheinen jedoch vorauszusetzen, dass die Partizipierenden grundsätzliche Werte miteinander teilen.

Für die Antike waren diese Wertvorstellungen Teil der charakterlichen Struktur der im Demos verbundenen Dialogpartner, die zwei Aspekte umfasst: Die Entscheidungsfindung in deliberativer Beratung ist anders als das allgemeine theoretische Wissen auf die Kompetenz im Umgang mit der kontingenten Welt angewiesen. Diese besondere Kompetenz ist die intellektuelle Tugend der Klugheit. Allerdings sieht bereits Aristoteles auch die Möglichkeit vor, dass die richtige Handlungsoption durch ihre „Kongenialität“ mit dem richtigen Charakter der Beratenden erfasst wird. Die starken ethischen Schutzmechanismen, die den beratenden Dialog mit seinem Ziel verbinden sollen, erinnern daran, dass Menschen nicht nur auf Kooperation angewiesene Wesen sind, sondern auch in einem kompetitiven Wettbewerb stehen.

Gerade die soziale Dimension der Urteilsbildung, die für den Dialog so charakteristisch ist, verdeutlicht, warum die neuere Erkenntnistheorie die Frage nach einer „Ethik der Überzeugungsbildung“ hervorhebt. Lorraine Code hat in den 1980er Jahren den Begriff der „epistemischen Verantwortung“ stark gemacht.² Im Gegensatz zum Begriff der „epistemischen Verlässlichkeit“ soll er den aktiven und sozialen Aspekt epistemischer Vollzüge hervorheben. Das gilt besonders für die Dialoge in ihren vielfältigen Formen, die als komplexe Kulturtechniken eine reflektierte Ausgestaltung benötigen, wenn sie gelingen sollen. Während Code vor allem die intellektuellen Tugenden der aristotelischen Tradition stark macht, hat Linda Zagzebski die Rolle der charakterlichen Tugenden in ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung herausgearbeitet.³ Die Frage, was Dialoge gelingen oder scheitern lässt, kann nur beantwortet werden, wenn erkenntnistheoretische mit anthropologischen und ethischen Aspekten zusammen berücksichtigt werden.

Drei Fragen sind daher bei der Klärung, was eine gute Gesprächs- und Dialogkultur ausmacht, von zentraler Bedeutung: Welchem Ziel oder welchen Zielen dient ein Dialog? Welche Haltungen setzt er voraus? Mit welchen Praktiken haben wir es hier zu tun?

² Vgl. L. Code, Toward a ‚Responsibilist‘ Epistemology, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 45 (1984) 29–50; L. Code, Epistemic Responsibility, Albany²2020, 50–63.

³ Vgl. L. Zagzebski, *Virtues of the Mind. An Inquiry into the Nature of Virtue and the Ethical Foundations of Knowledge*, Cambridge 1996, 66–68.

- Die *Ziele* von Dialogen spiegeln die Vielfalt des menschlichen Zusammenlebens: Dialoge können auf das Treffen von Entscheidungen und Kooperation ausgerichtet sein oder auf das Generieren von Erkenntnissen. Solche Dialoge sind häufig um Konsensfindung bemüht. Aber es ist auch denkbar, dass Dialoge nicht auf die Überwindung von Vielfalt, sondern auf deren Anerkennung oder ein gegenseitiges Verstehen zielen. Nicht alle Dialoge, wie etwa die sokratischen Gespräche, scheinen einen definitiven Endpunkt zuzulassen. Trotz ihres vorläufigen aporetischen Endes scheint es möglich, dass bereits dem Dialogprozess ein Wert innenwohnt, weil er die Beteiligten transformiert. Ebenso ist es möglich, dass sich Ziele im Laufe des Gesprächs verändern.
- Das Gelingen eines Dialogs ist wesentlich von *Haltungen* abhängig, mit denen die Beteiligten in ein Gespräch eintreten. Hier hat die Virtue Epistemology in den letzten Jahrzehnten wertvolle Vorarbeiten geleistet, indem sie Haltungen identifiziert und analysiert hat, die für Gelingen und Scheitern von epistemischen Prozessen verantwortlich sind (wie geistige Offenheit, Genauigkeit, Mut und Demut). Eine Reihe dieser epistemisch relevanten Haltungen und sozialen Kompetenzen haben eine hohe Relevanz für dialogische Prozesse der Erkenntnisgewinnung (z. B. Fairness, Vertrauen, Unparteilichkeit). Dialoge sind kognitive Prozesse, deren Funktionieren nicht erklärt werden kann ohne die Einbeziehung ihrer anthropologischen Voraussetzungen. Dialoge sind als soziale Prozesse in einem noch höheren Maß als individuelle Erkenntnis- und Entscheidungsvorgänge auf die Bereitschaft der Beteiligten angewiesen, Verantwortung für die Weise ihrer Durchführung zu übernehmen.
- Auch für viele epistemisch relevante Haltungen gilt, dass sie erst in der Teilnahme an bestimmten *Praktiken und in sozialen Kontexten* (gemeinsam) ausgebildet werden können. Auch diese Praktiken können unterschiedliche Formen annehmen. Einige Dialoge können stark formalisiert sein, wie z. B. parlamentarische Entscheidungsverfahren oder kirchliche Selbstklärungsprozesse auf Konzilien. Andere Dialogformate entfalten sich in weniger strukturierter Weise, wie gesellschaftliche oder kirchliche Debatten bis hin zu Zwischenformen wie dem

Synodalen Weg. Dennoch können auch sie von Ungleichgewichten bestimmt sein, wie z. B. durch unterschiedliche Zugänge zu Medien oder durch Machtverhältnisse. Es ist daher ein Blick auf die unterschiedlichen Dialogformen und deren implizite oder explizite Voraussetzungen zu werfen, die ihren Verlauf und ihren Erfolg bestimmen.

Diese drei Fragestellungen dienen als Leitfaden für alle Beiträge dieses Bandes, die sich in drei Gruppen gliedern: Die ersten Untersuchungen widmen sich wichtigen historischen Konzepten des Dialogs. Die Beiträge des zweiten Teils entfalten einzelne systematische Aspekte der Dialogführung, ihrer Voraussetzungen und Erfolgskriterien. Im dritten Teil sollen aktuelle Felder der Dialogführung in der Gegenwart in den Blick kommen.

Im ersten Teil des Bandes geht es um historische Paradigmen des Dialogs, wobei je ein Beispiel aus Antike, Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart zum Zuge kommt.

Maria Schwartz macht mit einer Analyse der platonischen Dialoge sowie der von Leonard Nelson und Gustav Heckmann vorgelegten Theorie des Sokratischen Gesprächs den Auftakt. Wie Schwartz herausarbeitet, stehen die Postulate der Theorie von Nelson und Heckmann – Aufrichtigkeit und Offenheit – in einer erheblichen Spannung zum Original: In den platonischen Dialogen gehe es gerade *nicht* um ein Gespräch auf Augenhöhe und nur vorgeblich um eine gemeinsame Wahrheitssuche. Sokrates habe einen klaren Wissensvorsprung vor seinen Gesprächspartnern und verschleiere zudem seine Überlegenheit. Nach Schwartz ist die sokratische Maieutik allenfalls unter den von Nelson und Heckmann formulierten Bedingungen und selbst dann nur in bestimmten Kontexten von Nutzen. Letztlich plädiert sie für einen Abschied von maieutischen Haltungen in Dialogen.

Bruno Niederbacher untersucht mit den *Disputationes de quodlibet*, Streitfragen über Beliebiges, eine mittelalterliche Diskussionskultur, bei der Studenten und außeruniversitäres Publikum Fragen aller Art aufwarfen, die in einer ersten Sitzung von den Bakkalaren, in der zweiten aber vom Magister beantwortet wurden. Ein schriftliches Zeugnis einer solchen Disputatio liegt mit der *Quaestio de quodlibet IV, 9, 3* des Thomas von Aquin vor. Aus diesem Text, in dem es um das Gewicht von Vernunft und Autorität in theologischen Kontroversen

geht, destilliert Niederbacher neun Lehrsätze für das Gelingen von weltanschaulichen Dialogen heraus. Der Anforderungskatalog umfasst den Mut zur eigenen Position ebenso wie die umfassende Berücksichtigung relevanter Argumente und die Disambiguierung mehrdeutiger Ausdrücke. Außerdem beleuchtet Niederbacher die Rolle der von Thomas aufgelisteten Tugenden für das Gelingen von Dialogen, wobei er der Klugheit eine besondere Bedeutung beimisst.

Im Zentrum des Beitrags von *Jan Levin Propach* stehen die Bemühungen des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz um den ökumenischen Dialog. Propach macht deutlich, dass Leibnizens Engagement für die Reunion der Kirchen und das Prinzip der universellen Harmonie zwei Seiten ein und derselben Medaille sind: Nur in einer vereinten Christenheit habe der Lutheraner ein Abbild der göttlichen Vollkommenheiten gesehen. Für die Überwindung des Trennenden habe er auf einen von Liebe und Einsicht getragenen Dialog gesetzt – er sei überzeugt gewesen, dass Widersprüche zwischen den Konfessionen durch philosophische Analyse aufgelöst werden können. Welcher Argumentationsstrategien er sich hierfür bediente, zeigt Propach an Leibnizens Vorschlag, die Beschlüsse des Trienter Konzils zu suspendieren, und an dessen Überlegungen zur Beilegung der Kontroversen um Abendmahl und Eucharistie.

Matthias Hoesch, der die Reihe historischer Paradigmen zum Abschluss bringt, lotet John Rawls' Beitrag zu einer Ethik der Diskussführung aus. Rawls habe zwar nicht explizit an einer Ethik der Diskussführung gearbeitet; von seiner politischen Philosophie könne man für diese dennoch viel lernen. Mit der Idee vernünftiger Meinungsverschiedenheiten, der Idee des übergreifenden Konsenses und der Idee des öffentlichen Vernunftgebrauchs liefere Rawls entgegen seiner eigenen Aussagen nämlich nicht nur Prinzipien für politische Diskurse, sondern auch für die voraussetzungsreichen Diskurse in der sogenannten Hintergrundkultur, an denen Wissenschaften, Intellektuelle, die Medien, Parteien oder auch Kirchen beteiligt seien. Hoesch, der Rawls' Ansatz gegen grundsätzliche Einwände von Michael Blake und Chantal Mouffe verteidigt, plädiert mit anderen Worten für die Übertragung der Rawls'schen Diskursprinzipien auf Debatten außerhalb der Politik und damit für eine *allgemeine Ethik der Diskussführung im Anschluss an Rawls*.

Im zweiten Teil des Bandes werden systematische Aspekte des Dialogs diskutiert – unbenommen dessen, dass bereits mit dem phi-

losophiegeschichtlichen Teil ein systematischer Anspruch erhoben wird. Der systematische Teil wiederum kommt nicht ohne philosophiegeschichtliche Einsichten aus: Die Beiträge rekurrieren auf die Ansätze von Aristoteles, Ludwig Wittgenstein und Jürgen Habermas, aber auch auf die Paradigmen der Virtue Epistemology und der Social Epistemology sowie auf das Buch Hiob.

Anne Weber legt mit ihrem Beitrag eine kritische Relektüre der Diskursethik vor: Einerseits ist sie überzeugt, dass mit den von Jürgen Habermas formulierten Diskursregeln – verstanden als kontrafaktischen Idealisierungen – ein Verfahren beschrieben ist, mit dem unter den Bedingungen einer detranszendentalisierten Vernunft Geltungsansprüche rational geprüft werden können. Andererseits sieht sie die Berechtigung kritischer Einwände gegen die Diskursethik vor allem von Seiten feministischer und postkolonialer Studien: Diskriminierungsdynamiken seien auch dann am Werk, wenn sich die Diskursteilnehmenden auf das Prinzip der Unparteilichkeit verpflichteten. Durch kulturell verinnerlichte und unbewusst bleibende Vorurteile würden die von den Vorurteilen betroffenen Menschen von vornherein aus dem Diskurs ausgeschlossen, was das gesamte Verfahren unterminiere. Weber verdeutlicht diese Dynamiken am Phänomen des Silencing und am Phänomen der Hermeneutical Injustice. Im Ergebnis setzt sie auf das kritische Potential des Diskurses: Diskriminierungen könnten nicht jenseits diskursiver Praxis bearbeitet werden.

Andreas Koritensky legt mit seinem Beitrag ein grundsätzliches Plädoyer für die Wiederentdeckung des Dialogs im Kontext von Fragen nach dem gelingenden Leben vor. Mit ihrem Fokus auf das autonome Subjekt habe die Neuzeit die praktischen und sozialen Dimensionen von Erkenntnis fast vollständig aus dem Blick verloren; das Selbst sei auf ein punktförmiges Gegenüber der Welt, Sprache auf ein bloßes Mittel der Referenz reduziert worden. Insofern Wertdiskurse in hohem Maße von der gemeinschaftlichen Auseinandersetzung leben, sei das Erkenntnismodell der Neuzeit für diese Fragen defizitär. Dem so entstandenen Vakuum sei mit einer Rückbesinnung auf Ansätze zu begegnen, in denen die charakterlichen und kulturellen Voraussetzungen von Erkenntnis von vornherein Beachtung finden. Dies sei bei Aristoteles der Fall, der die Sinnfrage in deliberativen Prozessen der Polis verortet, und bei Wittgenstein, dem zufolge die Welt der Gründe aus der kommunikativen Praxis der Menschen überhaupt erst hervorgeht.

Die Interferenzen zwischen dem Konzept der Dialogkultur und dem Ansatz der Virtue Epistemology sind das Thema des Beitrags von *Margit Wasmaier-Sailer*, der es um eine Reflexion der haltungsmäßigen Voraussetzungen für das Gelingen von Dialogen geht. Einerseits beleuchtet sie die Potentiale tugendepistemischer Einsichten für die Dialogtheorie; andererseits fragt sie nach den Implikationen des Dialogischen für die Virtue Epistemology. Zu den Ergebnissen des ersten Teils gehört neben der Einsicht in die Wahrheitsrelevanz deliberativer Tugenden die Identifikation der Phronesis als kommunikativer Metatugend. Der zweite Teil benennt drei Anforderungen an eine dialogsensible Virtue Epistemology: die Öffnung der individualistischen Epistemologie für soziale Erkenntnisformen; die Erweiterung der Liste epistemischer Güter um moralische Güter; schließlich die prozesshafte, statt nur ergebniszentrierte Sicht auf Erkenntnis.

Der Beitrag von *Veronika Weidner* dreht sich um implizite Vorurteile gegenüber Frauen in wissenschaftlichen Dialogsituationen, wobei mit impliziten Vorurteilen psychologisch, epistemisch oder sozial unerwünschte Überzeugungen gemeint sind, die im verbalen und nonverbalen Verhalten zum Ausdruck kommen – ob sie nun bewusst oder unbewusst sind. Nach Weidner entbehren implizite Vorurteile gegenüber Frauen im wissenschaftlichen Kontext meist jeder Grundlage. Dass man diesen Vorurteilen dennoch kaum beikomme, liege daran, dass sie sich der willentlichen Kontrolle entziehen. In der Konsequenz geht Weidner davon aus, dass implizite Vorurteile nicht schuldhaft sind. Der doxastische Involuntarismus hat jedoch nicht das letzte Wort: Es bestehe sehr wohl die Verpflichtung, sich die eigenen Vorurteile bewusst zu machen und sich ihrer nach Kräften zu entledigen. Weidner sieht diese *second-order responsibility* nicht nur beim Individuum – sie denkt hier auch an Gruppen und Institutionen.

Das Buch *Hiob* ist nicht nur ein bedeutender literarischer und theologischer Text, es ist auch ein großangelegter Dialog, in dem unter religiösem Vorzeichen Sinnfragen diskutiert werden. *Katherine Dormandy* zeichnet diese Gespräche nach und zeigt, wie ein Dialog zwar zu einer Art Konsens gelangen kann und gleichzeitig dennoch in religiösen Fragen nicht konstruktiv ist, weil die Beteiligten nicht in der Lage sind, voneinander zu lernen. Aus der Krise dieses Dialogs lassen sich aber wichtige Einsichten gewinnen, die als Kriterien von gelingenden Dialogen dienen können.

Im dritten Teil dieses Bandes geht es darum, wie das Konzept des Dialogs in der Gegenwart konkret ausgestaltet sein kann. Drei Diskursfelder sollen dies exemplifizieren.

Angesichts von Populismus, Desinformation und Hassrede stellt *David Lanius* die Frage, wie man unter den Bedingungen einer zunehmend digitalen Öffentlichkeit konstruktiv streiten kann. Er ist überzeugt, dass konstruktiver Streit aufgrund seiner vielfältigen epistemischen und deliberativen Funktionen lebenswichtig ist für die Demokratie. Im Anschluss an den *Discourse Quality Index* aus dem Jahr 2003 nennt Lanius mit der möglichst repräsentativen Teilnahme aller vom Diskurs Betroffenen, dem wechselseitigen Respekt der am Diskurs Teilnehmenden, dem Erreichen eines gemeinsamen Konsenses und der hohen Qualität der in den Diskurs eingespeisten Rechtfertigungen vier Kriterien für konstruktiven Streit. Kognitive Verzerrungen, fehleranfällige Heuristiken, aber auch Informations- und Konformitätskaskaden zählt er zu dessen häufigsten Hindernissen. Für digitale Debatten empfiehlt Lanius neben der aktiven Nutzung der Vorteile des Internets eine kriteriengeleitete und psychologisch informierte Moderation.

Das ökumenische Gespräch zwischen den christlichen Konfessionen ist ein Feld, in dem über Jahrzehnte ein reicher Schatz an Erfahrung mit der Kommunikationsform des Dialogs gesammelt werden konnte. *Elisabeth Maikranz* erschließt die Geschichte und die Wandlungen dieses „mandatierten Dialogs“, in dem Gemeinschaften über die Divergenzen ihrer zentralen Überzeugungen ins Gespräch kommen. Neben den hermeneutischen Kriterien, die sich im ökumenischen Dialog bewährt haben, verweist sie auf eine Besonderheit dieser Dialogform: Das Gespräch zwischen den Konfessionen ist immer in eine größere verbindende Dimension, die Gottesbeziehung aller Beteiligten, eingebettet. Daher schlägt Maikranz vor, Hartmut Rosas Resonanzbegriff einschließlich des Moments der Unverfügbarkeit für die Deutung dieser besonderen Dialogform fruchtbar zu machen.

Ausgehend von den in *Nostra Aetate* für interreligiöse Dialoge empfohlenen Haltungen der Klugheit und Liebe beleuchtet *Aaron Langenfeld* die Relevanz epistemischer Tugenden wie Demut, Empathie, Gastfreundschaft, Verletzlichkeit und Gebundenheit im Kontext komparativer Theologie. Die christlich-theologische Fundierung dieser Tugenden mündet in einem Plädoyer, Freundschaft

nicht nur als erstrebenswertes Ziel von Dialogen zwischen den Religionen anzusehen. Gedeihliches Dialoggeschehen zeichnet sich bereits dadurch aus, dass sich die daran Beteiligten in freundschaftlicher Haltung begegnen, insofern das differierend Eigene, das in der Begegnung mit dem je Anderen offenbar wird, echte Wertschätzung bzw. sogar Förderung erfährt. Freundschaft bildet also auch ein konstitutives Strukturprinzip solcher gelingender Dialoge. Soteriologisch betrachtet können sie als geschichtliche Vergegenwärtigung des innergöttlichen Beziehungsgeschehens verstanden werden und heilsam wirken.

